

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Weltbegebenheiten.

Bis Ende Juni 1928.



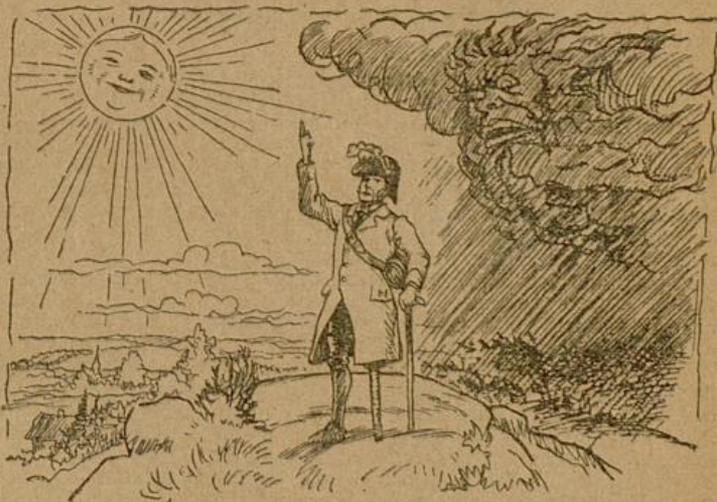
Der geneigte Leser hat sicherlich schon einmal an einem Sommermorgen, an dem allerhand merkwürdiges Gewölk am Himmel aufgestiegen ist, einen sorglichen Bauersmann vor sein Haus treten sehen. Wie der erst nach dem Wolkenzug

guckt, und weiß der Wolkenzug sich nicht recht von der Stelle regen will, macht er seinen Zeigefinger geschwind ein wenig naß und hebt ihn in die Höhe und prüft, von welcher Seite der Wind kommt. Ist es „Oberwind“, so geht er ruhig in seinen Stall und holt die Bläß und die Rote heraus und spannt sie an den Wagen. Aber ist es „Unterwind“, so zieht er ein bedenkliches Gesicht und zuckt mit den Schultern und läßt seinen Wagen in der Scheuer. Es wird regnen, meint er, und geht an ein ander Werk, das Heumachen läßt er bleiben.

Wie der Hintende solch einen Mann hat morgens im Dämmergrau stehen sehen mit dem aufgeredten Zeigefinger, ist es ihm vorgekommen, als sähe er sich selber dastehen. Denn darum dreht es sich heutzutage, wo der Wind herweht. Und wenn der Hintende auch den Finger in die Höhe hebt, um es herauszukriegen — er weiß bis zur Stunde noch nicht recht, ist es „Oberwind“ oder ist es „Unterwind“? Jedenfalls eins ist sicher: die Luft in Europa ist wieder einmal voller Gewölk, und es sieht nicht aus, als ob der Oberwind „Frieden“ noch allzulang wehen wolle. Den Hintenden will es bedünken, es schaue schon bedenklich nach dem Unterwind „Krieg“ aus. Aber die Morgenlüftlein sind noch so schwach, daß man was Richtiges noch nicht sagen kann. Nur — mit dem goldenen Morgen, von dem anno 18 im Herbst die „vereinigten und verbündeten Völker“ England, Frankreich, Italien, Japan und Konsorten gesungen und gepfiffen haben, in allen Tonarten, ist nicht mehr viel zu merken. Damals haben die „Vereinigten und Verbündeten“ geschrien: „Der Weltstörenfried, der Deutsche liegt am

Boden, und wir sorgen dafür, daß er nicht so schnell wieder aufstehen wird! Jetzt ist hundert Jahre Friede in Europa!“ Und zu London haben sie den lieben Herrgott extra mit Orgel und Posaunen angejubelt dafür, daß er ihnen den schönen Frieden beschert habe. Aber heut? Wenn der Hintende gut Freund mit einem der großen Staatsmänner in Paris und London wäre — was er aber beileide nicht ist! — und zu besagtem „Gewaltigem“ käme und ihm auf die Achsel klopfte und spräche: „Was ist Alterle? Wie lang hebt der Friede noch?“ — dann würde der Herr Minister ein Auge zukneifen und durch die Zähne pfeifen. Zu Deutsch: „Diplomaten sagen nie etwas!“ Oder: „Das weiß kein Mensch — und voraussagen ist schwierig — und das Maulhalten ist allemal das Klügste!“ Ja, so würde der Staatsmann sagen — und das sieht nicht gerade nach einem ewigen Frieden aus, nicht wahr geneigter Leser?

Was den geneigten Leser am meisten interessiert, das ist die Frage: Wie steht es zwischen Deutschland und Frankreich? Sind die beiden streitenden Brüder endlich einig geworden, wie der Herr Stresemann und der Herr Briand einst in Locarno und Thoiry es miteinander ausgefocht hatten? Eine kitzlige Frage! Es gibt in beiden Ländern eine Menge von Leuten, die das brennend gern hätten. Auch der Hintende leugnet nicht, daß er immer noch der Meinung ist: Wenn die zwei Völker es miteinander verständen, hätte die Welt für eine Weile Ruhe. Denn die Zwei wären stark genug, um allen Streit-



Der Hintende will sehen, woher der Wind kommt.

gelüsten ein „Halt einmal!“ entgegenzusetzen. Und wenn doch zwei Kaufburschen aneinander fahren wollten, könnten der Michel und die Marianne die Kampfhähne beim Kragen nehmen und unter eine Pumpe stellen und sagen: „Kühlt euch erst ein bißchen ab! Dann wollen wir weiter sehen.“ Aber es ist merkwürdig: Es gibt in Frankreich Leute, die zu diesem Gedanken

immer noch scheel gucken. Warum? Weil sie gern allein Meister im Haus Europa sein wollen? Oder weil der „uralte Ruhm Frankreichs“ es nicht erträgt, mit dem „Feinde von gestern“ gut Freund zu werden? Oder weil am Ende die Akten aufgemacht werden müßten, die der Herr Poincaré so sorglich verschlossen hält und dann an den Tag käme, wer anno 14 der Hauptheger gewesen ist? Oder weil die französischen Großindustriellen an dem Bau der Kanonen und der Unterseeboote und der Luftfahrzeuge so schönes Geld verdienen, daß sie nicht die Friedensschälmeien vertragen, sondern lieber die alten Kriegstrompeten blasen lassen? Es wird wohl an alledem etwas Wahres sein! Item, — der Herr Poincaré war der Meinung, daß in seinem Land schon viel zu viel Friedensstöne geredet würden. Darum hielt er es für notwendig, ins alte Haßfeuer, das langsam zu erlöschen begonnen hat, recht kräftig hineinzublauen. So hat er bei der Einweihung des Rathhauses in Orchies bei Douai davon geredet, daß im September 1914 die Deutschen in Orchies gehaust hätten wie die Wilden, schuldlose Einwohner niedergeschossen hätten und das ganze Dorf aus lauter Zerstörungswut dem Erdboden gleich gemacht hätten. Hei! Wie da die Franzosen wieder aufgefahren sind. „Mit diesem Räubervolk, das uns arme Leute mitten im Frieden überfallen hat, sollen wir jetzt die Hände schütteln? Nun und nimmermehr!“ Die deutsche Regierung hat zwar sofort attennmäßig nachgewiesen, daß in diejem Dorfe wehrlose Gefangene abgeschlachtet worden sind, daß man die deutschen Sanitäter, die unter dem Schutz des Roten Kreuzes Verwundete aufammelten, beschossen hat — aber in Frankreich glaubt man halt dem allmächtigen Poincaré mehr als den deutschen Akten. Und es war wieder einmal gelungen, die Zwietracht aufs neue zu beleben. Das war im Juli 27 gewesen.

Als bald darauf — am 18. September — der Reichspräsident Hindenburg das Denkmal zur Erinnerung an die Schlacht von Tannenberg einweihete, hielt er eine Rede, in der er sagte: „Die Anklage, daß Deutschland schuld sei an diesem größten aller Kriege, weisen wir, weist das deutsche Volk, in allen seinen Schichten, einmütig zurück. Der Krieg war das Mittel zur Selbstbehauptung einer Welt von Feinden gegenüber. Reinen Herzens sind wir zur Verteidigung des Vaterlandes ausgezogen, und mit reinen Händen hat das deutsche Kriegsheer das Schwert geführt. Deutschland ist jederzeit bereit, dies vor unparteiischen Richtern nachzuweisen!“ Damals hat nicht bloß dem Sinkenden, sondern dem ganzen deutschen Volk das Herz gelacht, darüber, daß von so hoher Warte aus endlich einmal ein mannhaftes Wort gegen die Lüge von der deutschen Kriegsschuld gesprochen worden war. Aber

welch ein Gezeiter ist dann in den ausländischen Zeitungen losgegangen! Daß man den allen Mann nicht geradezu als den Kriegsheger angeschrien hat, hat gerade noch gefehlt. So ist es eben. Alle dürfen den Mund weit aufreißen und auf uns hineinschimpfen. Wenn wir dann einmal uns müßten und uns verteidigen, dann heißt es: „Seht ihr die heuchlerische Friedensbereitschaft Deutschlands? Wenn es hart auf hart geht, wollen die Deutschen doch den Krieg!“ Wir sollen auf uns herumtreten lassen. So verächtlich sollen wir bleiben, daß kein Hund auf der ganzen Welt ein Stücklein Brot von uns nimmt. Wie man mit solchen Gedanken noch



Der Reparationsagent und der deutsche Michel.

hofft, eine freundliche Nachbarschaft zwischen Deutschland und Frankreich herzustellen, ist dem Sinkenden rätselhaft.

So ist auch die vielgerühmte Herabsetzung der Besatzungstruppen im Rheinland eine bittere Enttäuschung für Deutschland geworden. England und Frankreich haben hin und her gefeilscht wie zwei Handelsleute, von denen jeder den andern über das Ohr hauen möchte, und schließlich hat es geheizen, daß man zehntausend Mann aus dem Rheinland wegnehmen werde, von denen etwa 8500 auf Frankreich kamen. Es sind im ganzen etwa 75 000 Mann fremde Truppen auf deutschem Boden gestanden. Da war die Abberufung von 10 000 Mann ein Tropfen auf einen heißen Stein. Und der deutsche Michel sollte sich noch für diese „Großmut“ bedanken und nicht so bald wieder mit irgend einer Bitte kommen.

Dann ist im Herbst 27 dem deutschen Michel noch eine tüchtige Ohrfeige versetzt worden. Der amerikanische „Reparationsagent“ Parter Gilbert, der darüber zu wachen hat, daß Deutschland pünktlich alles bezahlt, was ihm seine ehemaligen Gegner abverlangt haben, hat eine Denkschrift veröffentlicht, in der er den Deutschen nichts mehr und nichts weniger vorwarf als eine leichtsinnige Schuldenwirtschaft. Er hat es freilich feiner gesagt, so wie die Diplomaten es zu sagen pflegen. Aber im letzten Grund ist es doch darauf hinausgekommen, daß er meinte, die Deut-

schän gäben viel zu viel aus und machten viel zu viel Anleihen beim Ausland. So siehe zu befürchten, daß sie eines Tages an ihre Gläubiger nichts mehr bezahlen könnten, und die Gläubiger könnten dann mit langer Nase abziehen. Das war ein böser Hieb. Wer noch nicht sehen konnte, dem mußten diesmal die Augen gründlich aufgehen darüber, wie das deutsche Volk an Händen und Füßen gefesselt ist. Es geht, wie anno 19 der Engländer Lloyd George höhnisch gesagt hat: „Man werde Deutschlands Taschen gründlich visitieren!“ So ist es geworden. Der deutsche Michel steht da und muß seine Hosentaschen und seine Rodtaschen umkehren, und alles, was drin ist, gehört den Anderen. Und wenn nichts mehr herausfällt, dann fallen sie über ihn her und schreien: „Du bist schuld, hättest du vernünftiger gewirtschaftet!“

Aber könnten wir nicht den Spieß umdrehen und die anderen einmal fragen: „Wie sieht es bei euch? Was ist mit eurem Sparen? Seid ihr nicht die ärgsten Verschwender, so lang ihr Milliarden über Milliarden ausgebt für eure Waffen?“ Unsere Diplomaten haben auf diese offene Wunde am Leib des armen Europa gründlich den Finger gelegt. Denn die Staaten, die anno 19 den Frieden von Versailles geschlossen haben, hatten ja damals gesagt: „Deutschland muß abrüsten — und dann, wenn es abgerüstet hat, kommen wir dran!“ Sie hatten der ganzen Menschenwelt weiß gemacht, daß dann, wenn Deutschland ganz unschädlich gemacht worden sei, man gar keine so schwere Waffenrüstung mehr brauche. Dann werde man nur noch ganz kleine Heere halten, Polizeitruppen, die nötig seien, die Ordnung im eigenen Land aufrecht zu erhalten. Und es hat viele gegeben, die sich haben durch diese Melodie bezaubern lassen, und man hat vielfach gehört, daß bald die Zeit kommen werde, von der ein biblischer Prophet gesprochen habe: Die Schwerter werden in Sensen verwandelt werden und die Lanzenspitzen in Winzermesser. Aber wie's nun dran gegangen ist, daß all die Versprechungen erfüllt werden sollten, hat es geheizen: „Versprechen und Halten sind zweierlei!“ Im September 27 waren die Staatsmänner des Völkerbundes wieder in Genf zusammen und redeten das Blaue vom Himmel herunter darüber, daß man erst abrüsten könne, wenn eine Bürgschaft dafür gegeben sei, daß alle Staaten sicher seien gegen einen Angriff. Es steckte hinter den Reden der Fuchs. Man wollte, daß Deutschland wieder ein neues Zugeständnis machen solle. Es hatte bisher so fromm in alles eingewilligt, was man von ihm forderte. Darum dachte man, es werde auch jetzt zu Kreuzen kriechen. Es sollte den Polen feierlich versprechen, daß es die Grenzen im Osten für immer bestehen lassen wolle. Eine Grenze, von der jedes Kind weiß, daß sie ein Unsinn ist! Quer durch unser Land ein „Korridor“, wie ein Stück Fleisch, aus einem lebendigen Leib herausgerissen! Daß da einmal nach dem Rechten gesehen werden muß, ist jedem Redlichen offenbar. Aber man wollte eine neue Kette um die deutschen Glieder schnüren. Und als die deutschen Staatsmänner auf diesem Ohr taub waren, ging die ganze Ta-

gung wieder völlig ergebnislos aus. Und während in Genf der Franzose Briand wunder-schöne Friedensreden hielt, gab es im Rheinland große französische Manöver, die aus der Rheinpfalz nach der Nahe und der Mosel und über den Hunsrück hinweggingen! Die französischen Generale lachten über alle Friedenspalmen! „Wer die Macht hat, hat das Recht!“

Noch einmal kam die Abrüstungsfrage in Genf zur Beratung. Im November. Man hat einen „vorbereitenden Abrüstungsausschuß“ gegründet, der in Genf sitzen sollte, wie weit man gekommen sei. Die Mitglieder dieses Ausschusses lachten freilich auf den Stockzähnen. Sie hatten gar nichts fertig gebracht und kamen nur nach Genf, um denen, die nicht alle werden, etwas Sand in die Augen zu streuen. Da haben ihnen die Russen ihr Spiel gehörig verdorben. Die hatten ihren Minister Litwinow gesandt, der völlig reinen Tisch machen wollte mit dem ganzen wertlosen Geschwätz der Diplomaten. Die Sowjetregierung schlage eine vollkommene Abrüstung vor, ließ er sich vernehmen. Alle Mannschaften sollten entlassen werden, alle Fabriken, die Kriegsgüter herstellen, sollten zerstört werden. Die Militärpflicht sollte abgeschafft werden. Es sollte keinen Generalstab, kein Kriegsministerium mehr geben. Alle Festungen solle man schleifen. Und das solle alles innerhalb eines Jahres geschehen. Diese Vorschläge fuhren wie eine Bombe in die ganze erlauchte Versammlung hinein. Denn jetzt mußten die Herren sagen, wie sie sich zu dem Gedanken einer Abrüstung stellten. „Da hilft kein Mundspitzen, es muß gepiffen werden!“ sagten die Russen. Wie sich allerdings die Russen es dachten, was geschehen solle, wenn etwa die Pfaffen losbrechen würden oder wenn die Afrikaner sich auf ihre „Menschenwürde“ besinnen und verlangen, daß der „schwarze Mann“ so gut frei sein solle wie der weiße, — davon sagten die Russen nichts; aber sie wollten, daß einmal die Herren Staatsmänner ihre Karten aufdecken sollten. Die drehten und wandten sich hin und her. Mächten allerhand schöne Redensarten darüber, daß sie die guten Absichten der Russen anerkannten, aber diese Forderungen seien doch so grundstürzend, daß man darüber vorerst gar nicht reden könne. Kurz und gut! Es kam ans Tageslicht: sie wollten nicht. Und so steht es bis auf den heutigen Tag. Sie wollen nicht.

Und noch eines kam langsam an das Tageslicht. Dies Verlangen nach „Sicherheit“ geht nicht mehr bloß an die Adresse Deutschlands. Sondern mit der „Sicherheit“ zwischen den ehemaligen Verbündeten steht es nur noch so so la la. Ein tiefer Abgrund hat sich aufgetan zwischen den Franzosen und den Italienern. Denn seit die Italiener ihren Mussolini haben, ist ihnen der Kamm gewaltig geschwollen. Sie sind nicht mehr das Volk, über das man im Weltkrieg gespottet hat, ihr Marschall Cadorna könne nur Krieg mit dem Regenschirm führen. Sie sind gewaffnet bis an die Zähne, und sie haben einen riesigen Stolz auf ihre uralte Geschichte. Die Nachkommen der weltbeherrschenden Römer wollen die Herrschaft haben über das Mittelmeer, und sie begehren für ihr stark anwachsendes Volk Kolonien, in die sie

ihren Volksüberschuß schiden können. Darum haben sie sich mächtig auf die Hinterbeine gesetzt, als Spanien und Frankreich sich über die Frage der Beherrschung von Tanger miteinander aussprachen. Diese nordafrikanische Stadt ist von den „Verbündeten“ als neutrales Gebiet erklärt worden; sie steht unter der Oberhoheit des Sultans von Marokko, aber sie hat ein eigenes Parlament, in dem neben den Eingeborenen auch die Engländer, Franzosen und Spanier vertreten sind. Nun hat Spanien nach der Niederwerfung des Abd-el-Krim behauptet, von Tanger aus werde eine stete Beunruhigung in spanisches Gebiet hineingetragen. Darum wollten sie, Tanger solle Spanien zugesprochen werden. Aber dafür war weder England noch Frankreich zu haben, und der spanische Diktator Primo de Rivera mußte gegenüber diesen beiden Mächtigen klein beigeben. Und siehe da! Mit einem Mal, im Oktober 27 erichien ein italienisches Geschwader vor Tanger. Es war wie einst, als Kaiser Wilhelm II. sein Kriegsschiff „Panther“ vor Agadir erscheinen ließ. Das sollte heißen: „Wir sind auch noch da! Glaubt ihr, daß ihr die Suppe ohne uns ausöffeln könnt?“ Die Franzosen guckten auf. Was war das? War man nicht mit Italien verbündet? Und kündigte jetzt der Verbündete die Freundschaft?

Noch arger wurde die Verstimmung in Rom, als die Franzosen einen Freundschaftsvertrag mit Südslawien unterzeichneten. Schon lange arbeiteten der französische und der südslawische Generalstab Hand in Hand. Französische Offiziere halfen bei der Ausbildung der slawischen Truppen. Jetzt wurde der aufstrebenden Welt offen mitgeteilt: Frankreich und Südslawien sind eins! Aber auf dem Balkan war man damit gar nicht zufrieden. Und noch weniger in Italien. Denn Italien hatte längst sich darum bemüht, mit Ungarn, Rumänien, Bulgarien und sogar mit Griechenland eine Art von Bündnis zusammenzubringen, um mit Hilfe dieses Bündnisses die Südslawen im Schach zu halten, die keine Freunde der Italiener sind. Und nun stellte sich Frankreich schützend vor die Slawen! Flugs kam der Gegenschlag Mussolinis: Ein paar Wochen später kam ein Schutzbündnis zwischen Italien und Albanien. „Zum gegenseitigen Schutz vor jedem Angriff von außen“, hieß es. Dürr und kalt: „Frankreich hüte dich! Wir können auch anders, wenn du anders willst!“ Der Balkan ist seit hundert Jahren „der Wetterwinkel“ Europas. Und so braut sich auch dort wieder ein Wetter zusammen, von dem noch niemand sagen kann, wohin es ziehen und wie es sich entladen wird. Es ist kein Geheimnis mehr, daß in Italien eine gereizte Stimmung herrscht gegen Frankreich, und bisher ist es nicht gelungen, zwischen den beiden Völkern wieder ein erträgliches Nachbarverhältnis herzustellen. Trotz der schönen Friedensreden, in denen der französische Minister Briand ein Meister ist! Die Engländer haben denn auch deutlich genug gesagt: eine Spannung zwischen Italien und Frankreich könne dahin führen, daß Deutschland sich auf die Seite von Italien schlagen werde, und dann gut Nacht Weltfrieden! Dahin aber hat es noch gute Wege! Immerhin sieht der geneigte

Leser, daß der Himmel „der Verbündeten“ schwer voller Wolken hängt.

Auch im Osten hat es gefährlichen Lärm gegeben. Polen und Litauen liegen sich gründlich in den Haaren. Die Litauer können es nicht verschmerzen, daß ihnen die Polen die Stadt Wilna weggenommen haben, und hören nicht auf, die Rückgabe dieser Stadt zu fordern, die nach ihrer Meinung unzweifelhaft litauisch, nicht polnisch ist. Und die Polen betamen davor einen roten Kopf. Als nun der polnische Diktator Pilsudski in Wilna im November eine Beratung abhielt, zu der auch der polnische Außenminister und die polnischen Gesandten von Riga und Moskau gekommen waren, gerieten die Litauer aus dem Häuschen. Sie fürchteten, daß die Polen Litauen einfach überfallen wollten. Denn in Wilna sind eine Menge von Vertriebenen, die von den Litauern über die Grenze gejagt worden sind, und die längst darauf spannen, wieder in ihre Heimat zurückkommen zu dürfen. Und so meinten die Litauer, mit der Hilfe dieser „Verbannten“ werden die Polen ihren Gewaltstreich ausführen. Die russische Sowjetregierung mischte sich in den Handel und stellte sich offen auf die Seite von Litauen, und wieder gab es Leute, die meinten, Deutschland werde mit Rußland gemeinsames Spiel machen, und dann „gehe es im Osten los“. Davon war allerdings keine Rede. Denn Deutschland bemühte sich mit England und Frankreich zusammen, die ersten auffpringenden Funken eines neuen Weltbrandes zu zertreten. Es kam in Genf zu einer langen und sehr schwierigen Verhandlung, in der die beiden Minister, der Litauer Woldemaras und der Pole Zaleski, gründlich gegenseitig sich ihren Kropf ausleerten. Dann wurde dem Völkerbund die Entscheidung übertragen. Die Polen hofften, sie könnten die Litauer zu einem freiwilligen Verzicht auf Wilna bewegen. Und die Litauer erklärten: „Nun und nimmermehr.“ Da war der Stand des Völkerbunds schwer genug. Aber schließlich kam man dahin, daß der Kriegszustand, der zwischen den beiden Ländern seit der Wegnahme Wilnas bestand, aufgehoben wurde, und daß Polen erklärte, die Unabhängigkeit Litauens in vollem Umfang anzuerkennen. Sollten sich wieder neue Streitigkeiten ergeben, so sollte der Generalsekretär des Völkerbundes im Benehmen mit dem Vorsitzenden des Völkerbundes die Sache regeln. Von Wilna war in dem ganzen „Friedensschluß“ nicht die Rede. Der eigentliche Zapfen ist also nicht aus dem Wege geräumt. Und so braut auch im Osten das Wetter immer noch unheimlich genug.

Kein Wunder, daß in dieser Welt, die in die Wetterwolken schaut, und das Entsetzen eines kommenden Krieges durch alle Adern fließen spürt, das Verlangen nach Frieden doppelt stark wird. Da leuchtete mit einem Mal ein Hoffnungsstrahl auf. Er kam aus Amerika. Gerade um die Wende des Jahres. Es ist ein Erfolg eines französischen Schrittes. Aber ein Erfolg, den sich die Franzosen nicht hatten träumen lassen. Denn ihnen kam es nicht auf einen Weltfrieden an, sondern auf einen „Sicherheitsvertrag“ mit den Vereinigten Staaten. Sie hatten

an die amerikanische Regierung geschrieben, sie möchten gar gern mit ihnen ein Sonderabkommen treffen, wonach zwischen Frankreich und Amerika jeglicher Krieg ausgeschlossen sein sollte. „Wir wollen den Krieg ächten!“ hatten sie pathetisch gerufen. Aber es kam ganz anders, als sie gemeint hatten. Der amerikanische Staatssekretär Kellogg schrieb ihnen zurück: „Gern wollen wir einen Vertrag machen, durch den jeglicher Krieg geächtet wird. Aber nicht mit euch allein, sondern mit ganz Europa und mit Japan. Es soll nicht mehr heißen „Angriffskrieg“ und „Verteidigungskrieg“. Und man soll nicht mehr sagen, daß nur ein „Angriffskrieg“ verboten sein solle, während der „Verteidigungskrieg“ erlaubt sein müsse. Denn jede Nation behauptet, sie führe einen „Verteidigungskrieg“. Sondern „Angriffskrieg und Verteidigungskrieg“ wird ein für allemal für ausgeschlossen erklärt. Da hat's lange Gespräche gegeben in Paris. Die Franzosen hatten sich das so schön gedacht: sie sind bei Dntel Sam tief in der Kneble, und sie wissen nicht, wie sie ihre Schulden bezahlen sollen. Da hatten sie gemeint, die Vereinigten Staaten würden ihnen diesen Sondervertrag genehmigen und

hat natürlich nicht aus bloßer Begeisterung für den Weltfrieden diese Vorschläge gemacht. Dntel Sam ist ein guter Rechner. Er hat den großen Geldsack in der Welt. Aber sein Geld läuft durch die ganze Welt hindurch. Dies Geld soll sichergestellt werden. Und darum kann der Amerikaner keinen Krieg brauchen, sonst sind viele von seinen Milliarden gefährdet. Also — ihr Völker von Europa, sitzt hübsch stille, damit der Dntel Sam nicht von seinen Geldsäcken herunter muß. Aber — schön wär's halt doch, wenn solch ein Vertrag geschlossen würde. Die Völker könnten dann wirklich in Ruhe sich entsalten. Und wir armen Deutschen, die waffenlos mitten unter lauter waffenstarrenden Völker sitzen, könnten endlich einmal anfangen aufzuatmen. Darum hat Deutschland dem Briefer Kelloggs sehr laut zugestimmt. Die Franzosen haben allerhand Wintelzüge gemacht. Einen Haufen von Vorbehalten haben sie aufgestellt. Man müsse die bisher geschlossenen Verträge achten — das heißt: an dem Vertrag von Versailles darf nicht gerüttelt werden. Man müsse Rücksicht nehmen auf die bisher geschlossenen Bündnisse. Man müsse — — — so viel Wenn und Aber sind nichts als alquivalente Köche, die bekanntlich den Brei verderben. Natürlich der Spielverderber will man auch nicht sein. Drum heißt es, recht viele Ränke und Schwänke machen, daß man möglichst ungehoren aus der Patsche wieder herauskommt, in die man sich geritten hat. England hat es ganz schlau gemacht: es hat geschrieben, „natürlich“ stimme es dem Amerikaner bei, warum auch nicht? Frieden wolle es so gut wie alle andern, aber es sei doch mit Frankreich durch Bande der Freundschaft verknüpft — die Eingeweichten wissen zwar, daß diese Freundschaftsbände schon sehr bedentlich am Reitzen sind, tut aber nichts, vor der Doffentlichkeit geht man immer noch Arm in Arm — und darum schlage es vor, man solle verhandeln. Ein Sechsmächteabkommen solle getroffen werden. Deutschland ist selbstverständlich auch dabei. Dann werde man ja sehen! Was wird das Ende vom Liede sein? Bei all den Verhandlungen wird so viel Wasser in den Wein geschüttet werden, bis man von dem amerikanischen Friedenswein nichts mehr spürt, vor lauter Wasser! Armes Europa!



Der Friedensengel besücht den Völkern, sich in die Arme zu fallen.

dabei würden ihnen ihre Schulden gestundet — auf den St. Nimmerleinstag. Und nun sehen sie gehörig in der Tinte. Kein Krieg mehr? Dann ist es aus mit den Weltmachtströmen von Frankreich! Kein Wunder, daß sie sich drehen und wendeten wie eine Maus, die in der Falle sitzt. Und der Staatssekretär Kellogg hatte dafür gesorgt, daß sein Brief in der ganzen Welt bekannt wurde. Da blieb nichts übrig, als mit den anderen Staaten zu verhandeln. Amerika

Genau so ist es gegangen, als im März in Genf der „vorbereitende Abrüstungsausschuß“ wieder zusammentam. Es wurde wieder geredet, daß man mit den schönen Worten die goldenste Brücke über allen Nationenhader hätte bauen können. Aber eine Brücke, die aus Worten gebaut ist, hat noch nie jemand getragen. Nur der deutsche Gesandte, Herr von Simson, hat wirklich praktische Vorschläge gemacht, während die Russen wieder mit ihrem alten Programm von der sofortigen gründlichen Abrüstung kamen, obwohl sie wußten, daß das lauter Larifari war. Simson meinte, wenn einige Staaten in Streitigkeiten miteinander kämen, sollten sie verpflichtet sein, den Weisungen zu folgen, die der Völkerbund ihnen gebe, damit sie nicht zu arg in die Wölle gegen einander geraten könnten. Und dann sollten sie in ihrer militärischen Lage keine Veränderung vornehmen, ehe der Völkerbund

Recht gesprochen habe. Seien schon Feindseligkeiten ausgebrochen, so mühten sie sich auf die Anweisung des Völkerbundes hinter eine Waffenstillstandslinie zurückziehen und abwarten, welche Waffenstillstandsbedingungen der Völkerbund aufstelle. Diese guten und klugen Ratschläge des Deutschen haben die Herren in Genf nicht ohne weiteres zurückweisen können. Aber dazu sind sie nicht gekommen, diese Vorschläge zum Beschluß zu erheben. Die Franzosen meinen, sie hätten den Vogel schon längst abgeschossen. Denn sie hätten eine solche Reihe von Bündnissen abgeschlossen, mit den Polen, den Tschechen, den Jugoslawen, so daß sie gesichert seien. Ihnen könne man nicht an den Bündnissen. Und diese Bündnisse wollen sie nicht auflösen. Drum ist alles Abrüstungsgerede eben nur ein Gerede. Die Herren sitzen alle auf ihren Waffen, und die Spitzen der Bajonette haben ihre Hosenbündel schon so festgespießt, daß keiner mehr in die Höhe kann. Sie strecken die Arme gegen einander aus. Keiner kann zu dem anderen. Nur das Deutschland, dem man seine Waffen genommen hat, möchte die ganze Welt an seinen Freundesbusen drücken. Aber die Welt lacht darüber und sagt: „Was kannst du armer Teufel uns geben?“ Der Graf Bernstorff, der den Abrüstungsgedanken am tapfersten vertritt, hat seiner Enttäuschung über den geringen Erfolg in Genf lauten Ausdruck gegeben. Aber er hat gemeint: „Der Vertrag von Versailles bleibt bestehen. Darauf sitzen die Franzosen mit ihrer ärgsten Eiferjucht, daß dem Vertrag nichts zu Leide geschieht. Also müssen sie auch die Forderungen daraus ziehen! Der Vertrag fordert Abrüstung. Wir werden sie fordern, so lang wir leben!“ Es ist nur schade, daß die Verträge allemal nur dann gelten, wenn der Besiegte am Messer ist. Wenn die Sieger sich dran halten sollen, heißt's: „Halt, Bauer, das ist etwas anderes!“

Ein anderer Lichtstrahl schien für Deutschland aufzuleuchten am Anfang des Jahres 28. Der Reparationsagent Parler Gilbert hatte herausgefunden, daß die riesigen Summen, die der Dawesvertrag dem deutschen Volk auferlegt, dieses Volk schließlich doch zu Tode würgen werden. Und es werde die Zeit kommen, in der Deutschland nichts mehr zahlen könne. Dann seien die Verbündeten erst recht im Eßig. Darum solle man nicht ins Blinde und Blaue auf unabsehbare Jahrzehnte hinaus Milliarden verlangen. Sondern man solle einfach die ganze Schuldsumme nennen, die Deutschland zahlen müsse, dann wisse Deutschland, woran es sei, und könne sich darauf einrichten. Wie groß diese Schuldsumme sein werde, davon hat man nur in Vermutungen raunen hören. Der französische Ministerpräsident Poincaré ist zwar wieder mit seinem Traum gekommen, daß Deutschland 132 Milliarden zahlen müsse. Aber darüber lacht allmählich die ganze Welt. Denn man weiß, daß diese phantastische Summe von keinem Volk der Erde bezahlt werden kann, am wenigsten von dem ausgeplünderten und verarmten Deutschland. Darum haben einige Ganz-Gescheite, die das Gras wachsen hören, behauptet, der Reparationsagent

habe die Schuld Deutschlands auf 32 Milliarden festsetzen wollen. Was dran ist, kann der Hintende ebenso wenig sagen, als andere Leute. Jedenfalls ist hier wie man zu sagen pflegt — „ein Stein ins Rollen gekommen“. Und der Hintende hofft, daß man den Stein nicht mehr aufhalten wird. Verhandelt wird werden müssen, soviel ist sicher. Was dabei herauskommt? Der Hintende denkt, daß die Völker so viel gelernt haben in den letzten Jahren, daß sie wissen: Ohne Deutschland können sie auch nicht leben. Darum müssen sie Deutschland leben lassen! Und so werden sie, — ob sie es mit einem heiteren oder einem nassen Auge tun, ist gleich — Vernunft annehmen müssen. Auch Herr Poincaré merkt allmählich, daß er mit seinem diden Kopf nicht durch die Wand kann.

Daß es bald stille geworden ist über diese Frage hing mit den kommenden Wahlen zusammen. Man wußte nicht, welche Sorte von Regierung aus Ruder kommen werde in den verschiedenen Ländern. Darum hat man alles auf die lange Bank geschoben. Auch die Frage der Räumung der Rheinlande. Es ist auch hierüber allerhand getuschelt worden. Die Franzosen sind nicht mehr so ganz unerbittlich geblieben. Die Radikalen haben gesagt, man müsse sich die Räumung mit einer großen Summe Geldes erkaufen. Ein Sozialist, Paul Boncour, der ein sehr gewichtiges Wort in Frankreich zu sagen hat, hat gefordert, Deutschland müsse sich einen Überwachungsausschuß in den Rheinlanden gefallen lassen, die für immer eine neutrale Zone bleiben müßten, so daß weder eine Festung dort gebaut werden dürfe, noch eine Kaserne darin sich erheben dürfe, noch ein deutscher Soldat sich blicken lassen dürfe. Aber alle diese Redereien sind zerflattert. Erst mußten die Wahlen kommen.

Endlich sind im Monat April die französischen Wahlen erfolgt. Wer ein wenig aufmerksam in das französische Volk hineingehört hat, der wußte, daß diese Wahlen dem Ministerpräsidenten Poincaré einen riesigen Sieg bringen würden. Denn der kluge Mann hatte es fertig gebracht, das Sinken des Franken aufzuhalten, so daß der Franken zwei Jahre lang auf demselben Stand geblieben war. Man mußte in Frankreich für eine Mark sechs Franken bezahlen. Nun hoffte ganz Frankreich, daß endlich, der Franken „stabilisiert“ werde. Und man sagte: Das kann niemand als Poincaré. Der hütete sich wohlweislich, den Franken vor der Wahl noch zu stabilisieren. Und so stand der Mann wie die leibhaftige Göttin der Gerechtigkeit vor den Wahlen über seinem französischen Volk und hielt die Waage vor ihren Augen: Werft den rechten Wahlzettel in die Wagtschale zur Linken, dann steigt die Wagtschale, in der der Franken liegt, auf der Rechten in die Höhe. Und sie kamen alle, die Kleinrentner, und warfen den Zettel, auf dem Poincaré stand, in die Wagtschale. Damit sie doch zu ihrem Geld kommen könnten! Und richtig, es ergab sich eine „Rechtsregierung“ in Frankreich, die Herr Poincaré ganz nach seinem Willen führen wird. Er hat den Franken stabilisiert, so daß fünf Franken noch eine Mark wert sind. Aber ob's dem Herrn Poincaré gut bekom-

men wird? Die Sache ist doch nicht so leicht, wie die Meisten meinen. Poincaré weiß aus dem Schicksal Deutschlands, daß solch eine Stabilisierung viel Not und Leid im Gefolge hat. Bluten werden die Franzosen auch müssen, nur nicht so arg, wie wir Deutsche. Aber es ist ein hartes Ding, wenn man sehen muß, daß ein Vermögen nur noch den fünften Teil dessen wert sein soll, was man einst sein eigen genannt hat. Aber der Neid muß es dem Poincaré lassen: er ist ein Kerl! Er versteht seine Sache. Und doch gibt es Leute, die sagen, seine Zeit sei um. Die Mut des enttäuschten Kleinrentners werde ihn wegsegeln. Dann wäre halt wieder einmal Untand der Welt Lohn.

Wie es nun mit der Festsetzung der Daweschuld wird und mit der Räumung der Rheinlande, das läßt sich vorerst noch nicht absehen. Eines ist bedenklich: der polnische Außenminister Jaleski ist im Juni in Paris gewesen und hat dort eine nicht ganz geschickte Rede gehalten, in der er gesagt hat, die Rheinlande seien die Bürgschaft für die europäische Sicherheit, auch für die polnische Sicherheit. Und sie könnten erst geräumt werden, wenn den Polen die Sicherheiten gegeben würden, die sie

auch die Franzosen. Immerhin — eines ist tröstlich! Es wird doch wenigstens von dieser Räumung ernstlich geredet, auch drüben an der Seine. Und wenn einmal verhandelt wird, guat wog aus weiter Ferne ein leises Strahlchen einer Hoffnung.

Auch die Deutschen haben ihren Reichstag neu gewählt. Dem alten Reichstag war es zuletzt schlimm ergangen. Die Regierung ist auseinandergebrochen. Das Schulgesetz hat sie auseinander gerissen. Dies Schulgesetz ist ein schwer verdaulicher Bissen. Denn die Weimarer Verfassung hat gefordert, daß in der deutschen Volksschule die Freiheit vom religiösen Bekenntnis gewährleistet werden solle. Nun sind in großen Teilen Deutschlands, vor allem in Preußen, die Schulen noch bis zum heutigen Tag Bekenntnisschulen. Darum muß ein neues Gesetz geschaffen werden, das die sogenannte „weltliche Schule“ einführt, die vor allem von der Sozialdemokratie gefordert wird. Aber sehr, sehr viele Eltern wünschen diese weltliche Schule nicht, sondern wollen, daß ihre Kinder in ihrem religiösen Bekenntnis erzogen und unterrichtet werden. Und so war es die Aufgabe des Gesetzgebers, ein Gesetz auszufinden, in dem diese einander so hart entgegengesetzten Forderungen beide zu ihrem Rechte kommen. Der Reichsinnenminister von Reudell hat den Versuch gewagt. Er ist ausgegangen von dem Gedanken, daß man den Willen der Eltern vor allem berücksichtigen müsse, und daß in der Volksschule der Religionsunterricht zu seinem Rechte kommen müsse, wenn die Eltern ihn begehren. Und so stellte er drei Schulreformen neben einander: die Gemeinschaftsschule, in der also die Anhänger der verschiedensten Religionsbekenntnisse nebeneinander sitzen, die Bekenntnisschule, in der nur die Angehörigen des gleichen Religionsbekenntnisses sind, und die Bekenntnisfreie Schule für Kinder, die sich zu gar keinem religiösen Bekenntnis halten. Jede von diesen drei Schularten kann in einer Gemeinde eingerichtet werden. Aber es müssen die Eltern von mindestens 40 Schulkindern dazu den Antrag stellen. Wenn aber eine schon bestehende Schule in eine andere Art umgewandelt werden soll, dann müssen mindestens zwei Drittel von den Eltern der Schulkinder dazu ihre Zustimmung geben. Der Religionsunterricht soll von einem Angehörigen der „Religionsgesellschaft“ gegeben werden, und zwar denkt das Gesetz im allgemeinen daran, daß die Unterrichtenden auch im Religionsunterricht — Lehrer sein sollen. Freilich soll das Unterrichten durch Geistliche nicht ausgeschlossen sein. Bei der Herausgabe von Lehr- und Lernbüchern für den Religionsunterricht sollen die „Religionsgesellschaften“ mitwirken dürfen. Zur Beaufsichtigung des Religionsunterrichts stellt der Staat besondere Beamte an, die von der „Religionsgesellschaft“ vorgeschlagen werden sollen. Es wollte der Gesetzgeber damit sagen: Geistliche Schulspektoren soll es in Zukunft nicht mehr geben. Denn in der Lehrerschaft wehrte man sich aus Leibesträften gegen den Gedanken, solchen geistlichen Aufsichtsbeamten unterstellt zu werden. Für die Länder im Südwesten — Baden, Hessen, Nassau — die eine sogenannte „christliche Simultan-



Der Sieg Poincarés bei den französischen Wahlen.

brauchten. Also ein böser Kuhhandel scheint uns angeboten werden zu sollen: ein „Ditlocarno“. Vorerst hat ganz Deutschland einmütig gerufen: „Wir verhüten uns die Einmischung der Polen in Sachen, die lediglich die Franzosen und uns angehen!“ Aber daß wir für die längst erhoffte Räumung schwere Opfer bringen müssen, wird sich leider nicht verschweigen lassen. „Umsonst ist der Tod — und der kostet's Leben!“ sagen nicht bloß die Deutschen, sondern

Schule“ haben, sollte eine Schonfrist von fünf Jahren gewährt werden. Nach Ablauf dieser Frist sollten aber auch diese Länder innerhalb zweier Jahren die neue Schule einführen. Als dieses Gesetz erließ, ging ein wütender Kampf los. Das Zentrum und die protestantischen Kreise im Norden, die durch die Deutschnationalen vertreten waren, verlangten mit großer Leidenschaft die „Bekennnisschule“. Ebenso leidenschaftlich waren die Sozialdemokraten für die „weltliche, bekennnissfreie Schule“. Und die beiden Gegner versprachen sich gegenseitig Hilfe. „Gibst du mir die Bekennnisschule, so stimme ich für deine bekennnissfreie Schule,“ hieß es. Und beinahe wäre dies Gesetz durchgegangen. Das hätte vor allem uns in Süddeutschland sehr wenig gefallen. Bei uns z. B. in Baden sitzen nun schon seit beinahe 60 Jahren katholische, evangelische, jüdische Schulkinder einträchtiglich auf der Schulbank nebeneinander und beißen sich nicht. Im Gegenteil! Sie sind sehr oft gute Freunde und Nachbarn, die sich in den mannigfachen Nöten des Schullebens treulich aushelfen und auch bei gemeinsamen Schülerstreichen ihr Spiel miteinander spielen, ohne daß einer den anderen „angibt!“ Und so lernen sie, daß „hinter den Bergen auch Menschen wohnen“, und daß man verschiedene religiöse Anschauungen haben und doch einander als trefflichen Menschen achten und ehren kann. Wenn der Religionsunterricht beginnt, gehen die Evangelischen zu ihrem Lehrer oder Pfarrer und die Katholischen zu ihrem Lehrer oder Kaplan. Und jedes Kind lernt, was für Zeit und Ewigkeit gut und notwendig ist. Warum soll dies friedliche Miteinander und Nebeneinander wieder in Fehden gerissen werden? Wenn dann in irgend einer Kleinstadt auf einmal eine katholische und eine evangelische und womöglich eine bekennnissfreie Schule nebeneinander stehen, und die Kinder aneinander vorbeigehen, als seien die einen Türken und die anderen Slowaken und die dritten Böhmen — was für ein Jammerbild! Und was das obendrein kostet! Haben wir Deutschen denn wirklich das Geld so haufenweise dastehen, daß wir es mit zwei Händen zum Fenster hinauswerfen können? Darum ist der Hintende froh, daß die Deutsche Volkspartei „nein“ gesagt hat. Sie hat den Braten gerochen. Die Schule hätte sollen der Kirche ausgeliefert werden. Das war des Pudels Kern. Und die Deutsche Volkspartei hat sich halt doch daran erinnert, daß auf ihrer Fahne das Wort „Gottesfreiheit“ steht, und drum ist sie für dies Gesetz nicht zu haben gewesen. Der Hintende ist goldsfroh, daß er in seinem Land Baden vorerst noch die alte Schule steht, in der er groß geworden ist und der er bis an sein Lebensende dankbar bleibt. Wie lang die Sache noch „hebt“, weiß man freilich nicht. Und was im neuen Reichstag kommt, weiß man erst recht nicht. Denn der ist vorderhand nichts als ein großes Fragezeichen.

So ist die Rechtsregierung, die im alten Reichstag war, auseinandergeborsten, und wie im Mai die Neuwahlen gekommen sind, ist ein Rätselraten losgegangen: „Wie wird das deutsche Volk jetzt seine Führer bestimmen?“ O Herrse-

mine! Was war das für ein erbarmungswürdiges Schauspiel! Nicht weniger als 32 Wahlvor schläge sind gekommen. Der Hintende hat die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen vor lauter Elend. Armes deutsches Volk! Wann wirst du endlich einmal lernen, zusammen zu stehen? Jeden drückt der Schuh wo anders. Und drum meint jeder, für seine Schmerzen müsse im Reichstag ein extra Würstlein gebraten werden. Und denkt nicht daran, daß man keine Millionen von Gesetzen machen kann. Und denkt noch weniger dran, daß einer eine Masse von Zehntausenden von Stimmen haben muß, um gewählt zu werden. So haben die „Kleinrentner“ gemeint, sie müßten einen im Reichstag haben, der flugs ihre Wertpapiere wieder aufwerten läßt, daß sie ihre verlorenen Spargroschen wieder kriegen sollten, und sie haben vergessen, daß ein Reich, das bankrott geworden ist wie das Deutsche, ebenso wenig Silbertaler schwitzen kann, wie der Geschäftsmann, der Bankrott anfangen mußte. Silbertaler schwißt nur das „Gesein — streck — dich“ im Märchen. Nicht weniger als zwei Millionen Stimmen sind völlig in die Luft geworfen worden, ohne einen Abgeordneten zu bekommen, weil sie sich an solche „Splittlerparteien“ vergetelt haben. Und was noch schlimmer gewesen ist, vierzig Prozent der Wähler sind gar nicht an die Wahlurne gegangen. Sie haben gesagt: „Wir haben den Schwindel satt! Wir wählen nicht mehr!“ Und wem haben sie den Hals in die Küche gejagt? Den Linksparteien! Die sind nicht hinter dem Ofen geessen, sondern haben ihre Wähler Mann für Mann hergebracht. Vor allem die Jungen. Die erst 20 Jahre alt geworden waren, und die meinen, die „rote Farbe“ sei die schönste in der Welt. So ist es geworden, wie es ist. Links ist wieder einmal Trumpf in Deutschland. Die Sozialdemokraten haben 152 Sitze bekommen, die Kommunisten 54, alle beiden Parteien haben riesig an Stimmen zugenommen. Die bürgerlichen Parteien haben alle verloren: die Deutschnationalen sind auf 73 Sitze heruntergekommen von 108. Sogar das Zentrum hat nur noch 62 Sitze, die Deutsche Volkspartei hat 45, die Deutsch-Demokraten 25. Dann kommt die Wirtschaftspartei mit 23, die bayerische Volkspartei mit 16, die „Christlich-Nationale Bauernpartei“ mit 13, die Nationalsozialisten, die man auch die Hitlerleute nennt, mit 12, die deutsche Bauernpartei mit 8, der Landbund mit 3, und die Volksrechtspartei, das sind die Aufwertungsleute, mit 2. Was für ein buntes, eckiges Bild! Und wie schwer, daraus eine Regierung zu bilden. Die stärkste Partei, die Sozialdemokraten, dürfen den Reichszugler stellen. Der heißt Hermann Müller und wird gewöhnlich Müller-Franken genannt. Er ist aus dem Arbeiterstand hervorgegangen und soll ein kluger und besonnener Mann sein. Aber er läuft nun schon seit zwei Wochen von Pontius zu Pilatus, um eine Regierung zu bilden, und bringt keine fertig. Erst hat er die „große Koalition“ bilden wollen: Sozialdemokraten, Demokraten, Zentrum, bayerische Volkspartei, Deutsche Volkspartei. Aber die Deutsche Volkspartei hat nicht mittun wollen, hauptsächlich deshalb, weil man

fie in Preußen nicht zur Regierung zuläßt, wo die Sozialdemokraten „der Herr im Hause“ bleiben wollen. Jetzt versucht er's mit der Weimarer Koalition, d. h. mit Sozialdemokratie, Demokratie, Zentrum und bayerischer Volkspartei. Aber man sagt, damit sei es auch Essig, weil die Bayern nicht mittun wollen. Man möchte alle diejenigen, die am Wahltag daheim geblieben sind, an den Ohren zupfen und ihnen sagen: Seht, so geht's! Jetzt muß das deutsche Volk bluten, weil ihr gemeint habt, „ich tu nicht mehr mit!“ Euer Geldbeutel muß mittun, gebt nur acht! Der wird gehörig geschöpft. Vielleicht werbet Ihr das nächste Mal gescheiter!

Die übrigen Völker sind übrigens auch nicht auf Rosen gebettet. Jedes von ihnen hat seinen

„Pfahl im Fleisch“. Unsere Nachbarn, die Franzosen, ächzen und trächzen an ihrem Elaf. Denn die Elsäßer sind heillos verschmupft wegen ihrer „Befreier“. Sie haben sich die Sache anders gedacht, als sie damals anno 18 im November den

General Foch in Sträßburg beinahe auf seinem Gaul umarmt hätten, weil er die „Schwobe“ zum Teufel gejagt habe. Daß ins Elfaß lauter französische Beamte aus dem „Innern“ kämen und daß man vor Gericht nur noch französisch sprechen müsse, und daß in den Schulen die Kinder französisch unterrichtet werden, obgleich sie ihren Lehrer vom Simri nicht das Mähle verstehen, und daß man schließlich sogar die „Trennung von Staat und Kirche“ durchführen wolle wie in Frankreich — all das haben sie in jener Begeisterung nicht geglaubt. Aber eins nach dem andern ist gekommen. Wie der Wed auf dem Laden! Drum sind die Elsäßer allmählich topfscheu geworden. Sie haben ihre Köpfe zusammengefedt und haben gedrummt: „Jetzt, was ist denn das? Das luegt nit nach Fröhheit us, wie mir 's uns träumt ghet hänn!“ Und es hat sich eine Bewegung unter ihnen gebildet, die für das Elfaß die „Autonomie“ verlangt hat. Das heißt „Selbstverwaltung“. Also einen eigenen Landtag, eigene Regierung, eigene Beamte, die aus Elsäßern genommen sein müßten! Und diese „Autonomisten“ haben eigene Zeitungen gehabt, in denen sie ihre Forderungen ausgesprochen und unters Volk getragen haben. Ja, das ist nicht nach dem Sinn der Franzosen gewesen. Die wollen die Elsäßer zu richtigen Franzosen machen. Warum hat man denn den Krieg geführt, wenn man nun die großen Missionen nicht einstecken soll, die aus den Kalkaruben des Elfaß jährlich gewonnen werden, und wenn man seine lieben Landeskinder nicht ins Elfaß schicken darf,

daß sie dort die schönsten Stellen bekommen sollen? So war nicht gewettet in Frankreich. Und man hat an der Seine gesagt: diese Autonomisten müssen verschwinden! Aber wie? Nun, man tut so, als ob sie von den schlimmen Deutschen bestochen seien und nichts anderes seien als — Vaterlandsverräter. Klugs sind die Häufer ihrer Führer durchschnüffelt worden. Man hat ein Duzend von ihnen ins Gefängnis gesperrt, und mit aller Gewalt hat man ihnen beweisen wollen, daß hinter ihrer ganzen Bewegung die „Prussiens“, die „Boches“, stecken. Schließlich hat es einen großen Prozeß in Kolmar gegeben, wo die Anklage der Franzosen jämmerlich zusammengebrochen ist. Nichts hat man den Autonomisten beweisen können. Gar nichts. Aber was liegt

dran? Die Autonomisten mußten nun einmal Verbrecher sein. Denn die französische Politik kann sie nicht brauchen. Darum hat man ihre Hauptführer, Riélin und Koffé, zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. „Verbrechen gegen das Vaterland!“ hat man behauptet, und die ganze Welt kann sich einen Vers machen über die Gerechtigkeit dieses Kolmarer Gerichts, in dem die Politik das Wort gehabt hat, aber nicht die Wahrheit. Und das Ärgste für die



Strofenmann und der russische Augenmüller flehen sich in den Armen.

Richter ist noch dies, daß gerade diese zwei, die sie „verknurrt“ haben, und noch zwei andere bei den Wahlen zur französischen Kammer als Abgeordnete gewählt worden sind. „Vaterlandsverräter“ und „Deputierte“ zugleich — wie reimt sich das zusammen? Die beiden haben laut und öffentlich erklärt, daß sie Franzosen seien, und mit einem Abfall von Frankreich nichts zu tun haben wollten, aber sie wollten für ihr Land die Freiheit, ohne die es nicht leben könne. Und nun trägt man sich in Paris verzweifelt hinter den Ohren: Was sollen wir tun? Vielleicht, daß man sie „beugadigt“? Jedenfalls ist den Franzosen ein ungeheurer „Sieder“ aufgegangen durch diese elsäßischen Wahlen. So dürfen sie im Elfaß nicht weiter wirtschaften, sonst ist es gefehlt. Noch viel mehr als einst zur „deutschen Zeit“, als man die bodheintigen Elsäßer mit preußischer Disziplin kurieren wollte! Dies Volk muß besonders angefaßt werden. Und dazu gehören geschicktere Hände her als die Hände der Kreaturen des Herrn Poincaré!

Die Engländer haben mit einer ganz besonderen Not zu ringen gehabt: das war ein kirchlicher Streit. Denn in England gibt es merkwürdigerweise noch eine Staatskirche. Die anglikanische Kirche, die man auch die Hochkirche nennt. Die hat ein uraltes Gebetbuch, das unter der Königin Elisabeth, also am Ende des 16.

wesen ist und die ungeheuersten Vorräte an Getreide hervorbrachte, sieht dieselben „Schlangen“ von armen Frauen vor den Bäckertüren stehen, wie sie in dem armen Deutschland der Kriegszeit zu sehen waren. Und die Machthaber haben noch immer kein anderes Mittel, sich in ihrer Macht zu behaupten, als indem sie alle, die anderer Meinung sind, als sie, totschießen. Da war es kein Wunder, daß sie ihres Volkes Mißstimmung einmal von sich abzulenken versuchten. Sie haben es aber nicht ganz geschickt gemacht. Denn sie haben sich mit diesem Versuch gründlich in Gegensatz zu Deutschland gebracht, das unter allen europäischen Völkern noch immer das einzige war, das freundliche Beziehungen zu den roten Herren in Moskau unterhalten hatte. Sie haben nämlich im Donezgebiet in Südrußland eine „Verschwörung gegen den Sowjetstaat“ entdeckt. Dorthin waren deutsche Ingenieure gesandt worden, um Maschinen aufzustellen und Fabriken zu bauen. Diesen Ingenieuren wurde vorgeworfen, sie seien im Solde der westlichen Mächte gestanden und hätten ihr Werk mit Absicht so schlecht gemacht, daß das Volk an der Sowjetherrschaft irre werden solle. Außerdem hätten sie insgeheim gegen den Sowjetstaat gewühlt und eine Gegenrevolution ins Werk setzen wollen. Eine Reihe von den armen deutschen Ingenieuren ist gefangen gesetzt worden. Alle Gegenvorstellungen der deutschen Regierung haben nichts geholfen. Man brauchte Missetäter, um dem russischen Volke Angst vor kommenden schrecklichen Kriegen zu machen. Und so spielt sich jetzt in Moskau der „Schachty-Prozeß“ ab, in dem der Versuch gemacht werden soll, diesen angeklagten Hochverrättern den Strid um den Hals zu legen. Bis jetzt ist noch nicht viel Gescheites bei dem langen Prozeß herausgekommen. Das Ganze ist umso wunderlicher, als die roten Staatsmänner mit einem Mal wieder anfangen, Deutschland mit allerhand lieblichen Klängen zu umzingeln. Deutschland habe ja gesehen, wie weit es mit seiner Locarno-Politik gekommen sei. Die Westmächte wollten nichts von ihm wissen. Es solle sich anders herumdrehen und mit Rußland zusammengehen. Da käme es bald auf die Füße. Der Hintende glaubt, daß sich die Deutschen das noch zehnmal überlegen werden, ehe sie mit den glattzüngigen Gesellen an der Newa Brüderles machen. Oder sollen sich Stresemann und Litwinow in den Armen liegen, während deutsche Männer unschuldig hinter den Gefängnismauern sitzen?

In Italien ist auch nicht alles Gold, was glänzt. Es gibt da viele Tausende, die von dem Säbelregiment des Faschismus nichts wissen wollen. Und weil die Attentate gegen Mussolini fehlgeschlagen sind — der Diktator wird zu gut bewacht, als daß man ihm an den Leib kommen könnte — haben sie dem armen König das Lebenslicht ausblasen wollen, der doch wahrhaftig nichts für die Gewalttaten seines allmächtigen Günstlings und Herrschers Mussolini kann. Im April ist der König zu einer großen nationalen Ausstellungseröffnung nach Turin gefahren. Und da hat es ein Attentat gegeben. Bomben sind geworfen worden, die nur ein paar Unschuldige

umgebracht haben. Der König ist wie durch ein Wunder dem verbrecherischen Anschlag entronnen. Schmerzlich ist es, daß die Italiener immer noch die Deutschen in Südtirol verfolgen. Die sollen mit aller Gewalt zu Italienern gemacht werden. Keine deutsche Inschrift ist mehr zu sehen. Die Schilder an den Gasthöfen müssen in italienischer Sprache geschrieben sein. Und wer sich mauzig macht, der fliegt. Entweder wird er aus dem Land getrieben oder er sitzt hinter den schwedischen Gardinen. Die stolze Königin Italia hat sich lauter Prügelmeister bestellt, die den deutschen Südtirolern die Nase zum Vaterland mit dem Kohrstod einbläuen sollen. Und wie immer, so geht es auch da: die Mißhandelten beißen die Zähne aufeinander und sagen „nun erst recht nicht!“ Der Hintende weiß, daß nicht umsonst ein deutscher Dichter davon gelagt hat, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei. Auch diese Mißsetaten werden einmal ein böses Ende finden. Aber dulden war von altersher das Los der Deutschen. Sie haben's in Jahrhunderten lernen müssen. Sie sind stahhart dadurch geworden. Drum ruft ihnen der Hintende in ihre Tränen hinein zu: „Haltet aus! Die Zukunft ist doch euer!“

Rumänien hat allerhand aufregende Tage gesehen. Im Juli 1927 ist der König Ferdinand gestorben. Sein Nachfolger ist ein sechsjähriger Knabe geworden, der Prinz Michael. Bis der zur Regierung kommt, führt ein Regenttschaftsrat die Regierungsgeschäfte, und die Königin Maria hat in diesem Rat eine gewichtige Stimme. Sie ist Engländerin und mag von Deutschland nichts wissen. Aber der Kronprinz Carol, der einstens sich von seiner Gemahlin gelöst hat und mit einer Madame Lupescu in Paris ein vergnügtes Leben führt, meinte, nun sei seine Zeit gekommen. Er suchte mit den Gegnern des Ministerpräsidenten Bratianu und mit der rumänischen Bauernschaft sich zusammenzutun und mit deren Hilfe sich den Thron gewaltsam zu erobern. Die Sache kam heraus, ehe der Streich gewagt werden konnte und Carol — sitzt heute noch als Privatmann in Paris. Er soll von seiner Gattin jetzt gerichtlich geschieden werden. Auch der allmächtige Minister Bratianu ist im November 27 plötzlich gestorben. Sein Bruder hat seine Stelle eingenommen und regiert im alten Kurs weiter.

In den allerletzten Tagen hat sich in Jugoslawien eine Greuelthat zugetragen, deren Folgen man noch nicht absehen kann. Dieses Reich hat zwei widerstrebende Völkerstämme in sich geschlossen: die Serben und die Kroaten. Die beiden können sich nicht recht ausstehen. Und es ist ein alter Streit darüber, ob das serbische Belgrad oder das kroatische Agram die Hauptstadt des Landes sein soll. Nun hat Mitte Juni der Montenegriner Raikitsch, der leidenschaftlich auf Seite der Serben steht, im Parlament auf den kroatischen Abgeordneten Stefan Raditsch und dessen Bruder Paul geschossen. Paul war sofort mausetot, Stefan schwer verwundet. Außerdem hat der Revolverheld noch ein paar andere Kroaten zusammengeknallt. Hinter dieser Tat scheint auch eine politische Frage zu stecken, ein Ver-

trag, den Jugoslawien mit Italien geschlossen hat zu Nettuno, und den die Kroaten nicht wollen, weil sie behaupten, daß dadurch ihre Südküste den Italienern ausgeliefert werden solle. Was wird aus diesem unheimlichen Balkan wieder über Europa kommen?

Ganz wunderbarlich ist es im fernen Osten zugegangen: in China. Der Hintende hatte im vorigen Jahr den Vorstoß der Südtruppen begrüßt, und er hatte gehofft, daß die Partei der Kuomingtang, die eigentliche Vaterlandspartei in China, die Herrschaft gewinnen werde, so daß dies unglückselige Volk endlich zur Ruhe kommen werde. Aber es ist ganz anders gekommen. Mitte August ist von Norden her Tschangtscholin vorgestoßen und hat die Südtruppen wieder bis auf Nanjing zurückgeworfen. Der Führer der Südtruppen, Tschiangkaiſchek, hat dann den Oberbefehl niedergelegt, und es schien, als

das Blättlein sich zugunsten der Nordarmee gewendet hätte. Aber im Herbst erschien Tschiangkaiſchek wieder, verheiratete sich mit der Schwägerin des früheren Präsidenten der chinesischen Republik, Sunyatzen, und stand wieder an der Spitze des chinesischen Südens. Er brach schroff die Beziehungen mit Rußland ab, verjagte alle Kommunisten und entließ alle russischen Offiziere aus seiner Armee. Man begeisterte sich wieder für das „Alte China“. Chinesinnen, die sich nach europäischer Mode kleideten, wurden hingerichtet. Man

trug abgeschlagene „Bubilöpfe“ triumphierend durch die Straßen. Dann schien alles stille zu sein. Nur von schrecklichen Greueln der vielen herumziehenden Räuberbanden wurde berichtet. Bis im Frühjahr 28 der Krieg aufs neue losbrach. Tschangtscholin, der Führer der Nordtruppen trat auf den Schauplatz. Der sogenannte „christliche“ General Fengpuhsiang, der aber vom Christentum wieder abgerückt ist, ließ von sich hören. Der alte Wirrwar kam. Da wurde plötzlich Tschangtscholin durch ein Bombenattentat ermordet. Und jetzt scheint wirklich eine Einigung der verschiedenen chinesischen Heere gekommen zu sein. Eine „Zentralregierung“ hat sich in Nanjing gebildet, und eine chinesische Nationalfahne, rot-blau mit einer weißen Sonne, weht auf dem Regierungspalast. Der Hintende würde es dem viel mißhandelten Volk gönnen, wenn es endlich seine großen geistigen Kräfte, über die es verfügt, zu der Schaffung eines einheitlichen Staates verwenden dürfte!

Noch ein Wort von Amerika. Dort ist ein

Beschluß gefaßt worden, der in Deutschland mit einem freudigen Aufatmen begrüßt worden ist: das während des Weltkrieges beschlagnahmte deutsche Vermögen wird frei gegeben. Der Präsident hat dazu seine Unterschrift gegeben, nachdem das „Repräsentantenhaus“ der nordamerikanischen Reichstag, und der „Senat“ diesen Beschluß genehmigt hatte. Man hofft, daß in den nächsten Jahren etwa eine Milliarde Mark nach Deutschland zurückfließen werde. Das kann unser armes ausgebeutetes Volk wahrhaftig gut genug brauchen. Die Amerikaner stehen übrigens vor einer neuen Präsidentenwahl. Zwei Kandidaten sind aufgestellt worden, die beide beim amerikanischen Volk sich einer großen Beliebtheit erfreuen — Hoover, der einstens der Nahrungsmittelkommissär für das Nachkriegs-Deutschland gewesen ist, und W. Smith, der Gouverneur von Newyork, der durch seine große Volkstümmlichkeit sich die Herzen der großen Massen gewonnen hat. Beide Männer scheinen Prachtmenschen zu sein. Wer auch ins Weiße Haus in Washington einzutreten wird — Amerika wird unter seiner Herrschaft gut fahren.

„Viel Unruh ist auf Erden“ — hat schon Ernst Moritz Arndt gejungen. Da ist kein Wunder, wenn die Erde selbst sich aufreht und mit Grollen und Murren den kleinen Menschen zeigt, daß sie schließlich doch der Meister ist. Im Mai sind von allen Seiten her furchtbare Erdbeben gemeldet worden. Der Riese Erde zerriß die Fels-

stein, mit denen Menschenmacht und Menschenlist ihn gebunden hatten, und ganze Städte, wie das altberühmte Korinth, wurden vor den Augen der entsetzten Bewohner von der aufbrüllenden Erde verschlungen. Quer durch das Mittelländische Meer ging der Erdstoß, und ein Zittern lief durch die Menschenwelt, die ohnmächtig ist, wenn der Boden unter den Füßen wankt, trotz aller ihrer Klugheit! Gegen diese Unterirdischen ist Menschengestalt machtlos. „Die Elemente hasſen das Gebild der Menschenhand!“

Und doch hat auch der Menschenmut wieder Gewaltiges gewagt. Der Traum von der Überquerung des Ozeans durch das Flugzeug ist zur Wahrheit geworden. Was einst die Griechen fabelten von ihrem Dädalus, der mit Vogel-schwingen sich über die Meere hinwegschwang, ist erfüllt. Und wir Deutschen dürfen es mit Stolz sagen, daß die Unseren es waren, die das Ungeheure vollbracht haben. Hauptmann Köhl, Freiherr v. Hünefeld, in Begleitung des Führers der irischen Luftstreitkräfte, Fitzmaurice, haben



Die Erdrevolution.

im April den Flug von Irland bis Neu-Fundland getan. über den ganzen Atlantischen Ozean weg. Manche hatten es vor ihnen gewagt: sie sind in den Fluten des Weltmeeres spurlos verschwunden. Den Deutschen war das Glück hold. Kein Wunder, daß aus ihrem Herzen ein „Gott sei Dank“ sich herausrang, als sie festen Boden unter den Füßen hatten. Solch ein Erfolg ist Wunder und Gnade. Der Ozean hat scheint's mit den Deutschen ein besonderes Erbarmen gehabt.

Ein anderer kühner Versuch ist nicht so ganz gut gelungen. Der italienische General Nobile hat auf seinem Luftschiff „Stalita“ den Nordpol überflogen. Er hat dort die italienische Flagge und ein vom Papst geweihtes Kreuz abgeworfen. Aber bei der Rückfahrt hat sein Luftschiff unter den Stößen des Sturmes Not gelitten. Er hat niedergehen müssen — und aus furchtbarer Eismüste heraus sind seine Hilfschreie durch Funktelegramme erschollen. Eine schwedische Hilfs-Expedition unter Führung des Leutnants Lundborg, hat unter unglaublichen Mühen den Berunglückten mittels eines Flugzeugs aufgefunden. Die Tat der Rettung des kühnen Mannes ist ein neues „Lied vom braven Mann“. Es schallt durch die ganze Welt! Ein schweres Opfer aber hat dieser Anfall gekostet. Unter denen, die zu der Rettung Nobiles ausführen, war auch der berühmte Norweger Amundsen. Sein Flugzeug ist gescheitert. In irgendeiner eisumschlossenen Wüstenei mag er liegen. Ob es gelingen wird, den Tapferen zu retten?

Und nun noch einmal ein kurzer Blick ins deutsche Volk! Es geht immer noch durch tiefe Nöte. Zwar ist das vergangene Jahr ein Jahr des industriellen Erfolges gewesen. Die Zahl der Arbeitslosen ist wesentlich zurückgegangen, weil die Fabriken wieder zu tun hatten. Und es scheint, daß dieser Aufschwung noch nicht nachläßt. Aber die Geldnot ist furchtbar. Noch müssen für Leihgelder etwa 10 Prozent Zinsen bezahlt werden. Da wir alles Errungene an die Feinde als „Reparationsschulden“ abliefern müssen, bildet sich nur sehr schwer ein neues Kapital. Das Geld ist ungeheuer knapp. Und darum ist auch die Wohnungsnot groß. Es fehlen noch sechshunderttausend Wohnungen, und jedes Jahr erfordert neue zweihunderttausend Wohnungen. Es kann nur mit öffentlicher Unterstützung gebaut werden. Darum geht es nur ganz, ganz langsam aufwärts. Und die vielen Hunderttausende, die auf eine menschenwürdige Wohnung warten, sind am verzweifeln. Auch der Landwirtschaft ergeht es sehr schlecht. Sie ist überschuldet. Das Jahr 27 war ein schweres Mißjahr, da durch die unendlichen Regengüsse die Ernte größtenteils vernichtet worden ist. Die letzte gute Tat des alten Reichstages war ein Notgesetz, das der Landwirtschaft auf die Beine helfen will. Mög's gelingen! Die Landwirtschaft ist und bleibt das Rückgrat eines Volkes.

Ein Nichtestag in der Geschichte des abgelaufenen Jahres, an dem Millionen jubelt haben, war der 80. Geburtstag des Präsidenten Hindenburg am 2. Oktober. Das deutsche Volk hat eine Hindenburgspende gesammelt in der Höhe von 7 Millionen, die den Kriegsbefähigten und

Kriegshinterbliebenen zugute kommt. Ein Zeichen davon, wie das Bild des schlichten, treuen und starken Mannes im Herzen der Deutschen lebt. Er erschien den Deutschen als die Verförnerung ihres guten Geistes: Selbstlos und fromm! In diesem Geist wird das deutsche Volk an seine weitere Arbeit gehen. Durch alle Finsternisse, die uns umdräuen, dem Morgen entgegen!

Nachdem der Hinkende seine Feder schon niedergelegt hatte und mit sorgenvollem Kopfschütteln seiner Heimat und ihrer nächsten Zukunft gedacht hatte, ist ihm noch ein kleiner Lichtstrahl ins Arbeitszimmer gegliitten. Und davon muß er seinen Lesern noch geschwind berichten. Dem Reichstanzler Hermann Müller-Franken ist es doch gegliickt, eine Regierung zu bilden. Er hat sich mit dem Reichspräsidenten Hindenburg zusammengesetzt und beraten: „Was machen wir?“ Und er ist auf den Gedanken gekommen: „Wie wäre es, wenn wir nicht vor allem nach den Parteien fragten, sondern nach einigen tüchtigen und gescheiten Männern, die man zur Regierung eines so großen Volkes brauchen kann?“ Und der Reichspräsident hat fröhliche Augen bekommen bei diesem Vorschlag: „Ja, das machen wir!“ Und es ist dem Reichstanzler gelungen, ein „Reichskabinett“ aus solchen Männern zu bilden. Freilich soll es nur für den Sommer gelten. Die Herren vom Zentrum haben mit sauerlicher Miene dazu eingewilligt. Sie haben den Wunsch, aus diesem Teich für sich noch eine größere Macht herauszufischen. Drum wollen sie bis zum Herbst warten und dann sehen, ob es nicht möglich ist, ein anderes Kabinett zustande zu kriegen. Die Niesmacher wollen sie halt doch nicht sein. Und daß es in Deutschland heiße, das Zentrum ist schuld, daß keine Regierung zusammenkommt, ist ihnen peinvoll, darum haben sie also „ja“ gesagt. In dem Kabinett sitzen vier Sozialdemokraten, die den Reichstanzlerposten, das Innenministerium, das Arbeits- und das Finanzministerium verwalten. Sie haben den Rahm von der Suppe geschöpft. Darum sind auch die weitaus stärkste Partei. Was recht ist, muß recht bleiben. Die Demokraten haben zwei Ministeressel: Justiz und Ernährung. Das letztere hat ein Landsmann vom Hinkenden, Dietrich. Der Hinkende schwenkt seinen Dreispiz grüend nach Berlin: „In Treuen fest wie immer!“ Das Zentrum hat sich mit einem Sitz begnügt: der Kölner von Guérard ist Minister für die besetzten Gebiete. Geblieben ist gottlob Stresemann als Außenminister und Groener als Kriegsminister, Schädel als Postminister und Curtius als Wirtschaftsminister. Der letztere gehört der Deutschen Volkspartei und Schädel der Bayerischen Volkspartei an. So sind die vorher widerstrebenden Brüder doch unter eine Kappe geschlüpft. Hoffentlich schaffen sie, was dem deutschen Volk nutz und wert ist. Der Hinkende wünscht den Tapferen Kraft und Freudigkeit zu ihrem schweren Arbeiten und hofft, daß im Herbst man sagt: „Die sind gut — die behalten wir!“ Das wäre das Beste. Denn dann hätten wir endlich Ruhe im Land, und die haben wir bitter nötig!

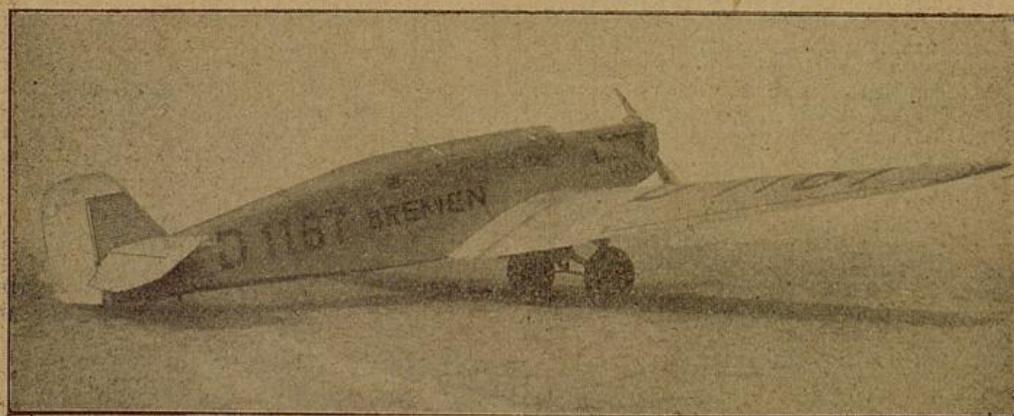
Die drei Ozeanflieger.



Freiherr v. Hünefeld

Major. Fitzmaurice

Hauptmann a. D. Köhl



Flugzeug „Bremen“